

In: Hilarion G. Petzold (Hg.): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie – interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, 2012, S. 245 – 270.

Michael Titze / Rolf Kühn

Das Konzept der Identität in Theorie und Praxis der Individualpsychologie Alfred Adlers

1 Vorläufer

Alfred Adler wurde in seiner Theorienbildung von der neokantianischen Philosophie, insbesondere vom amerikanischen Pragmatismus in der Tradition von *Charles S. Peirce*, *William James* und *John Dewey* beeinflusst (vgl. *Titze* 1984; *Titze, Kühn* 1995, 116f). *William James* (1890, 1908) differenzierte (unter Bezugnahme auf *Kants* transzendentalen Idealismus) zwischen dem *reinen Ich* („I/self as knower“, „pure ego“) und dem *empirischen Ich* („me/self as known“).

Im Anschluss an *James* formulierte *Charles Cooley* (1922) die Theorie des „Looking-glass self“ (= Spiegel-Selbst). Danach entwickelt jeder Mensch seine Identität als Ergebnis vielfältiger Prozesse der sozialen Interaktionen mit anderen Menschen. Dabei entsteht ein spezifisches *Selbstbild* (Ich stelle mir vor, wie ich dem Anderen erscheine und bewerte mich selbst aus dieser Perspektive heraus.) Diese Annahme wird durch das neurophysiologische Konzept der „Spiegelneuronen“ (vgl. *Bauer* 2005) gestützt.

Des Weiteren dürfte *Adler* durch das Werk von *George H. Mead* (1934) beeinflusst worden sein. *Mead*, der auch als Begründer der Rollentheorie gilt (vgl. *Titze* 1995) versteht das Selbst eines Menschen als Ergebnis eines gesellschaftlichen Vermittlungsprozesses. Die „Gesellschaft“ präsentiert sich dem Kind zunächst in Form von „partikulären Anderen“. Diese konkreten Sozialpartnern werden vom Kind – das zunächst lediglich ein individuelles Ich („I“) besitzt – in ihren jeweiligen Handlungen imitiert. Allmählich erwirbt das Kind aber die Einstellung des „Generalisierten Anderen“, so dass es fähig wird, von konkreten sozialen Interaktionen zu abstrahieren. In der Einstellung des Generalisierten Anderen manifestiert sich das soziale Ich („me“). Nur unter dieser Voraussetzung ist der heranwachsende Mensch zur Rollenübernahme („role-taking“) im sozialen Leben fähig.

In der Einstellung des Generalisierten Anderen kommen nicht zuletzt die symbolhaften Normgebungen der Gesellschaft zum Tragen. In diesem abstrakten Sinne beginnt sich das Kind sodann auf seine Sozialpartner einzustellen, indem es sich allmählich in die „inneren“ Voraussetzungen von typischen Handlungsverläufen im sozialen Leben einzufühlen beginnt. Auf diese Weise entsteht die Fähigkeit zur *Identifikation*. *Meads* Konzept findet sich implizit in *Adlers* Theorie des „Gemeinschaftsgefühls als *common sense*“ (vgl. *Titze* 1979, 152ff).

2 Die Einheit der Persönlichkeit als Voraussetzung der Ich-Identität

Der Gegenstand der individualpsychologischen Persönlichkeitstheorie ist die unteilbare Einheit des „In-dividuums“. Sie stellt den integrativen Bezugsrahmen für die Vielzahl persönlichkeitspezifischer Prozesse dar, die man etwa als Kognitionen, Handlungen, Emotionen, (An-)Triebe oder Erwartungshaltungen bezeichnet. Diese Phänomene sind ihrerseits auf der (physiologischen) Funktionsfähigkeit des Leibes begründet, der die „objektiven“ Voraussetzungen für das subjektive So-Sein der seelisch-geistigen Person beibringt. In einem kontinuierlichen schöpferischen Akt wird diese Einheit in selbstmächtiger Weise geschaffen. *Adler* ([1930] 1976, 7) schreibt:

„Jedes Individuum repräsentiert gleichermaßen die Einheit und Ganzheit der Persönlichkeit wie die individuelle Ausformung dieser Einheit. Das Individuum ist mithin sowohl Bild wie Künstler. Es ist der Künstler seiner eigenen Persönlichkeit.“

Identität im Sinne der Individualpsychologie *Alfred Adlers* meint vor diesem Hintergrund die personale Gewissheit, durch alle Lebensabschnitte hindurch „leibhaftig ich selbst zu sein“. Um diese apriorische Gewissheit zu benennen, verwendete *Alfred Adler* in seinen frühen Schriften die Termini „Persönlichkeit“, „Charakter“, „Ich“, „Selbst“ und „Einstellung zum Leben“ (vgl. *Titze* 1979, 140).

Adler hat den Begriff „Identität“ nicht explizit verwendet. Er bevorzugte vielmehr den Ausdruck „Persönlichkeitsgefühl“, um die (unreflektierte) „Fähigkeit des Menschen zu einheitlicher Selbstbestimmung und schöpferischen Entwicklung [...] in seiner geschichtlichen und sozialen Einmaligkeit [...]“ (*Hellgardt* 1995, 367) zu benennen.

Ich-Identität in diesem Sinne entsteht bereits in einer frühen Phase der Lebensgeschichte, in der sich das Kind ein persönliches *Leitbild* schafft, aus dem sich wiederum eine charakteristische *Leitlinie* herleitet (*Ansbacher* 1995, 283). In dieses Leitbild ist das „fiktive Endziel“, das *Adler auch als* „Persönlichkeitsideal“ bezeichnet, eingebettet. An diesem Ideal orientiert sich das Ich so, wie sich der antike Seefahrer an einem bestimmten Sternbild

ausgerichtet hat:

„Im Inneren eines Menschen existiert die Vorstellung [...] eines Ideals, das darauf gerichtet ist, über den gegenwärtigen Zustand hinauszukommen und die gegenwärtigen Schwächen und Schwierigkeiten durch die Aufstellung eines konkreten Ziels zu überwinden. Mit Hilfe dieses konkreten Ziels kann sich das Individuum den Schwierigkeiten der Gegenwart überlegen fühlen, weil es den Erfolg der Zukunft im Auge hat“ (Adler 1978, zit. n. Ansbacher, Ansbacher 1972, 110).

Seit Ende der zwanziger Jahre verwendete Adler in diesem Zusammenhang auch Bezeichnungen wie „Lebenslinie“, „Bewegungslinie“, „Gesamtlebenshaltung“, „Gesamtpersönlichkeit“ und (bevorzugt) „Lebensplan“. Implizit ist darin die Idee einer vereinheitlichenden Identität enthalten, wie Adler (1920 [1974], 23). feststellt:

„Wenn ich das Ziel einer seelischen Bewegung oder eines Lebensplanes erkannt habe, dann muß ich von allen Teilbewegungen erwarten, daß sie mit dem Ziel und dem Lebensplan übereinstimmen [...] Die richtig verstandenen Teilbewegungen müssen in ihrem Zusammenhang das Abbild eines einheitlichen Lebensplanes und seines Endziels ergeben.“

2. 1 Der Lebensstil

1926 führte Adler ([1929] 1978, 54) den Begriff „individueller Lebensstil“ ein (Ansbacher 1995, 285). Dieser wurde bereits von Max Weber (allerdings in einem soziologischen Sinne) verwendet (Ansbacher ebd., 286). Adler selbst verstand den individuellen Lebensstil in einem ich-psychologischen Sinne als Ergebnis eines weit reichenden schöpferischen Aktes. Die zu Grunde liegende affektive Kraft ist für Adler ([1932] 1982a, 238) „identisch mit dem Ich“. Zudem weist Adler ([1930] 1982a, 51) darauf hin, dass der individuelle Lebensstil unbewusst ist: „Das Unbewußte, das ist der Lebensstil“. Somit ist das, „was häufig als das ‚Ich (Ego)‘ bezeichnet wird, [...] weiter nichts als der Stil des Individuums“ (Adler [1932] 1983a, 72), der seinerseits ein Werk seiner „schöpferischen Kraft“ ist (Adler [1935] 1982a, 238). Adler (1926, VI): schrieb in seiner Vorrede zum *Handbuch der Individualpsychologie*:

“Wir gelangen zum individuellen Lebensstil, wenn wir die uns bekannt gewordenen Ausdrucksformen ihres Inhalts entkleiden. Denn alle erfassbaren seelischen Phänomene sind im letzten Grunde Konkretisierungen der einheitlichen Aktionslinie des Individuums. Welches Niveau einer in dieser schöpferischen Tätigkeit des Konkretisierens erreicht, wie viel davon auf die Seite des Allgemein-Nützlichen fällt, daraus schöpft jeder sein Wertgefühl.“

Nach Witte (1991b) sind „die ‚autonomen Ichfunktionen‘ Wahrnehmung, Gedächtnis, Affektdifferenzierung, aber auch die frühen Objektbeziehungsmodi [...] das ‚Baumaterial‘ der Ichbildung. Sie sind die [...] Leitlinien, die im

„Persönlichkeitsideal’ als dem Einheit stiftenden ‚geistigen Band’ konvergieren.“ In dieser „Individualität eines Menschen [verschmelzen] seine Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und sein Ziel wie in einem Brennpunkt“ (Adler [1930] 1974, 74).

Nach individualpsychologischem Verständnis dürfen die vitalen Äußerungen eines Individuums niemals losgelöst aus dem ganzheitlichen Zusammenhang seines Lebensstils untersucht bzw. interpretiert werden. Vielmehr verweist jede konkrete Äußerung, mag es sich dabei um einzelne Handlungen, Verbalisierungen oder morphologische Sachverhalte handeln, stets auf das Ganze des Lebensstils.

3 Die beiden Bezugssysteme des Lebensstils

Von seiner Konzeption her stellt der Lebensstil ein integratives Konstrukt dar, das den Bezugsrahmen für sämtliche Phänomene menschlichen Lebensvollzugs (z. B. Kognitionen, Emotionen, zielgerichtete Strebungen und Handlungsbereitschaften) beibringt. Zudem bildet der Lebensstil ein vereinheitlichendes Konstrukt, das sich aus zwei Bezugssystemen zusammensetzt. Diese lassen sich in genetischer und funktionaler Hinsicht voneinander unterscheiden. Adler ([1927] 1982a, 179) schreibt:

„Wir haben [...] zwei Bezugssysteme vor uns. Das eine davon ist das normale, das gesellschaftlich-durchschnittliche, das alle Logik, alle Weltvernunft umfasst, und im Sinne dieses letzteren erwarten wir normale Bewegungen eines Individuums. Daneben gibt es aber private Bezugssysteme, die mit den ersteren nicht mehr zu identifizieren sind.“

Diese Bezugssysteme konstituieren die personale und soziale Identität des Menschen. Da sie sich nicht zuletzt in ontogenetischer Hinsicht voneinander unterscheiden lassen, werden sie im folgenden als „primär“ bzw. „sekundär“ bezeichnet.

3.1 Primäre Stellungnahme zur eigenen Körperlichkeit

Von Anbeginn seines Lebens „bewegt“ sich der Mensch innerhalb eines Rahmens, der zum einen durch das „Rohmaterial des angeborenen körperlichen Bestandes“ (Adler) und zum anderen durch die spezifischen Bedingungen der belebten und unbelebten Umwelt gesetzt wird.

Das globale Gewahrwerden der eigenen affektiven Leiblichkeit als unmittelbares Empfinden von Wohlergehen, Schmerz, Freude und Angst ist

Voraussetzung für die Konstitution des Lebensstils. *Adler* ([1937]1973, 56ff) schreibt:

„Der Lebensstil wird nach unseren Erfahrungen in der frühesten Kindheit ausgestaltet. Der angeborene körperliche Bestand hat dabei den größten Einfluss. Das Kind erlebt in seinen anfänglichen Bewegungen und Leistungen die Validität seiner körperlichen Organe. Erlebt sie, hat aber noch lange weder Worte noch Begriffe dafür. Da auch das Entgegenkommen der Umgebung durchaus verschieden ist, bleibt dauernd unbekannt, was das Kind etwa von seiner Leistungsfähigkeit verspürt. Mit großer Vorsicht und im Besitz einer statistischen Wahrscheinlichkeitserfahrung ist der Schluss gestattet, aus unserer Kenntnis der Minderwertigkeit von Organen, des Verdauungsapparates, der Blutzirkulation, der Atmungsorgane, der Sekretionsorgane, der endokrinen Drüsen, der Sinnesorgane zu folgern, dass das Kind seine Überbürdung zu Beginn seines Lebens erfährt. Wie es aber damit fertig zu werden trachtet, kann man nicht anders als aus seinen Bewegungen und Versuchen ersehen. Denn hier ist jede kausale Betrachtung vergebens. Hier wirkt sich die schöpferische Kraft des Kindes aus. Strebend im unausberechenbaren Raum seiner Möglichkeiten ergibt sich dem Kinde aus Versuch und Irrtum ein Training und ein genereller Weg zu einem Ziel der Vollkommenheit, das ihm Erfüllung zu bieten scheint. Ob aktiv strebend oder in Passivität verharrend, ob herrschend oder dienend, ob kontaktfähig oder egoistisch, mutig oder feig, verschieden in Rhythmus oder Temperament, ob leicht bewegbar oder stumpf – das Kind entscheidet im vermeintlichen Einklang mit der Umgebung, die es, in seinem Sinne auffasst und beantwortet, für sein ganzes Leben und entwickelt ein Bewegungsgesetz. Und alle Richtungen nach einem Ziel der Überwindung sind anders für jedes Individuum und in tausend Nuancen verschieden, so dass uns die Worte fehlen, in jedem Falle mehr als das Typische zu benennen, und wir gezwungen sind, zu weitläufigen Beschreibungen unsere Zuflucht zu nehmen. [...] Erst das erkannte Bewegungsgesetz gibt uns Aufschluss. Dabei stoßen wir auf den Sinn, auf die Meinung der Ausdrucksbewegungen, die Worte, Gedanken, Gefühle und Handlungen sein können. Wie sehr aber auch der Körper unter diesem Bewegungsgesetz steht, verrät der Sinn seiner Funktionen, eine Sprache, meist ausdrucksvoller, die Meinung deutlicher aufzeigend als Worte es vermögen, aber immerhin eine Sprache des Körpers.“

Das heißt, über *Kant* hinaus, die Ego-Erfahrung fällt letztlich mit der Leiberfahrung in einem noch zu erläuternden Sinne zusammen.

3.2 Stellungnahme zur Welt

Das Kind nimmt in einer unreflektierten bzw. „unverstanden“ (*Adler*) Weise auch Stellung zu den je spezifischen Bedingungen seiner Lebenswelt. Hierzu gehören unter anderem das Bindungs- und Erziehungsverhalten der Eltern, die Stellung in der Geschwisterreihe und die Besonderheit der gegebenen Familienatmosphäre; vgl. *Titze* 1979, Kap. 3). Zu eben diesem vorgegebenen Rahmenmaterial nimmt das Kind urteilend und bewertend Stellung; es bildet sich so in einer schöpferischen Weise ein *individuelles Apperzeptionsschema*, das die primären Meinungen über sich selbst („Selbstbild“), die Anderen („Fremdbild“) und die Welt im allgemeinen („Weltbild“) umfasst (vgl. *Titze*

1979, 141ff; 1995a; *Shulman* 1973, S. 12f).

3.3 Das individuelle Apperzeptionsschema als Bezugsrahmen primärer Meinungen

Das „Schematische“ innerhalb der Apperzeption ist kein totes, affektloses Wahrnehmungsgitter, sondern es ist der sich als offenes oder begrenzendes Vermögen einschätzende Lebenswille selbst. Dieser Lebenswille stellt lebenspragmatisch – als wirklich „leibhaftig“ seelisch erlebtes Vermögen oder Unvermögen – für *Adler* die Grundvoraussetzung beim Erwerb eines umfassend individuellen Lebensstils dar. Der individuelle Lebensstil bildet, wie wir bereits sahen, ein perzeptives, kognitives und morphologisches Konstrukt, insofern er den gesamten leib-seelischen Organismus einschließt. Mit „Konstrukt“ ist hier keine Mechanik neutraler Elemente gemeint, sondern die gestaltete Hervorbringung des Selbstseins als eines Ganzen, das sich als lebendes Wesen weiß, sofern die leiblichen Ausdruckserscheinungen unmittelbare Manifestationen des Ich darstellen. *Adler* ([1930] 1974, 12) schreibt hierüber:

„Das Individuum ist demnach durch seinen Lebensstil determiniert. Diesen Gesetzen gehorchen nunmehr durch das ganze Leben hindurch das Interesse, das Fühlen, die Affekte, das Denken und das Handeln. Die schöpferische Tätigkeit des Lebensstils beginnt ihr Werk [...] Ein ganz bestimmtes Apperzeptionsschema setzt sich durch [...] Was sich im Bewusstsein als störungslos und gleichlaufend erweist, wird dort festgehalten. Anderes wird vergessen, entkräftet oder wirkt als unbewusste Schablone.“

Zu einem Schlüsselbegriff wurde in diesem Zusammenhang der Terminus „Meinung“. *Adler* wies ihn als das Erfahrungssediment jener vielfältigen Akte von subjektiven Stellungnahmen zu den Realien einer je spezifischen Lebenswelt aus. Hierzu zählt beispielsweise in den Frühphasen der Persönlichkeitsentwicklung insbesondere die Sphäre der eigenen affektiv-motorischen Körperlichkeit, worin sich ein Ich als lebendiges Vermögen zuerst ergreift, so minimal das bewusste Wissen darum auch sein mag. Deshalb kann *Wexberg* (1975, S. 65) bemerken:

„Wie gering, selbst körperlich, das Wissen des Kleinkindes um seine eigene Person ist, lässt sich aus der allen Ärzten bekannten Tatsache entnehmen, dass Kinder bis zu sechs Jahren und darüber hinaus meist noch gar nicht oder nur unvollkommen imstande sind, Schmerzen zu lokalisieren [...] Wieder ist eine lange Reihe von Erfahrungen notwendig, damit sich das Kind eine ins Einzelne gehende Vorstellung von seiner Körperlichkeit, ein ‚Körperschema‘ (*Schilder*) erarbeitet. Dann erst ist ihm sein körperliches Ich als Objekt der Erfahrung gegeben.“

Solche nur subjektiv erfahrbare Vitalität als die ihm eigene Leiblichkeits-Gestalt(ung) ist vom Kinde – mittels Bewegung und Selektion – im wahrsten Sinne des Wortes zu be-„greifen“ sowie bewertend zu

funktionalisieren, um schließlich in den vereinheitlichenden Strukturzusammenhang eines spezifischen Apperzeptionsschemas (Titze 1985a, 1988) eingefügt zu werden. Aus dieser leibidentischen Apperzeption als Lebensschema ergibt sich allmählich ein intuitives „Bild“ bzw. ein global vorstellendes „Bewusstsein“ um das eigene Können und Nicht-Können.

Diese im polar-antithetischen Sinne strukturierten „primitiven“ Lebensfunktionalisierungen stellen noch keine genuin kognitiven Wissens Elemente im bewusst-vorgestellten Sinne dar. Vielmehr handelt es sich um „Erlebungen“ (Spiel 1980), also um primäre (unreflektierte) Meinungen, die das leibliche Affekterleben als originäres, präreflexiv „unverstandenes“ Urteilsvermögen benutzen. Dessen unmittelbares Reaktionsmuster operiert vornehmlich mit der „analogen“ Symbolik konkreter, „leibhaftig“ erlebbarer Gefühlsgehalte, aus denen im späteren Verlauf der Lebensgeschichte auch Vorstellungsbilder hervorgehen können. Dem diskursiven Zugriff einer abstrahierenden „digitalen“ Symbolik, wie sie im Bezugssystem der rationalen Weltaufschlüsselung zur Wirkung gelangt (s. XXX), sind diese frühen Erlebnisstrukturen nicht mehr unmittelbar zugänglich (vgl. Titze 1984a, 1986). Dies erklärt sich daraus, dass die Gefühlsdialektik Energien freisetzt, die sich in symbolbesetzte Entwürfe ergießen, wobei Bild und Handlung interferieren (vgl. Kühn 1986, S. 582ff).

3.4 Die Konstitution des individuellen Lebensstil

Die Konstitution des individuellen Lebensstil findet in den „formativen Jahren“ statt, „oft schon im zweiten Lebensjahr, sicher im fünften“ (Adler [1933] 1973, 24). Es ist dies ein Zeitraum, in dem das Kind „weder eine zureichende Sprache noch zureichende Begriffe hat. Wächst es in seinem Sinne weiter, dann wächst es in einer Bewegung, die niemals in Worte gefasst wurde, daher unangreifbar für Kritik, auch der Kritik der Erfahrung entzogen ist“ (Adler ebd., 25). Witte (1991a) führt verschiedene affektive Materialien an, die diesem Prozess vorgeordnet sind, so „[...] Merkfähigkeit, Kraft, Aufmerksamkeit, Wollen, Affekte, Fühlen, Handeln, Traumata (Adler [1930] 1974, 23f.); Charakter, Temperament (Adler [1930] 1974, 74); Liebe, Hass (Adler ebd., 75)“. Es besteht insgesamt die grundsätzliche Tendenz zu extremen bzw. „verabsolutierenden“ Urteilsschlüssen, die zur Evozierung von „starken Gefühlslagen“ (vgl. Titze 1980) geeignet sind.

Adler ([1930] 1974, 12) fasst den „selbstschöpferischen“ (Adler [1932] 1982a, 249) Prozess der Konstituierung des Lebensstils wie folgt zusammen:

„Die ersten vier bis fünf Jahre genügen wohl dem Kinde, sein *eigentlich willkürliches Training* gegenüber seinen Eindrücken zu vervollständigen. Diese Eindrücke fließen ihm aus seiner körperlichen Wertigkeit, auch aus den von außen stammenden Erregungen zu.

Nach dieser Zeit beginnt die Assimilierung und Verwertung der Erlebnisse nicht mehr nach reiner Willkür [...], sondern zugunsten des fertig gestellten Lebensstils und nach dessen Gesetzen. Das Individuum ist demnach durch seinen Lebensstil determiniert. Diesen Gesetzen gehorchen nunmehr durch das ganze Leben hindurch das Interesse, das Fühlen, die Affekte, das Denken und das Handeln. Die schöpferische Tätigkeit des Lebensstils beginnt ihr Werk. Um diese zu erleichtern, werden Regeln, Prinzipien, Charakterzüge und Weltanschauung gefertigt. Ein ganz bestimmtes Schema der Apperzeption setzt sich durch, Schlussfolgerungen und Aktionen werden in voller Übereinstimmung mit der idealen Endform, die erstrebt wird, eingeleitet. Was sich im Bewusstsein als störungslos und gleichlaufend erweist, wird dort festgehalten. Anderes wird vergessen, entkräftet oder wirkt als unbewusste Schablone, mehr als sonst der Kritik sowie dem Verständnis entzogen“.

3.5 Das antithetische Apperzeptionsschema

Die grundlegende, primäre Antriebskraft im Leben des Menschen kommt nach *Adler* in einem Streben zum Ausdruck, das von einer affektiv verunsichernden „Minus-Position“ zu einer affektiv befriedigende „Plus-Position“ hin tendiert. Diese grundsätzliche motivationale Bewegungsrichtung bestimmt von Anfang sowohl den Zugang des Menschen zu „seiner“ ihm vorgegebenen Welt wie auch den Umgang mit den belebten und unbelebten Objekten, die diese Welt konstituieren. Von dieser Welt muss sich das Kind im Sinne einer ich-bezogenen pragmatischen Stellungnahme aktiv und schöpferisch ein „Bild machen“. Es muss sie dabei prüfen und bewerten, wobei es sich – unbewusst intuitiv und präreflexiv – der einfachsten Strategie bedient, die es gibt: eines bivalenten Entweder-oder-Prinzips. Dieses (auch aus pragmatische Gründen) ursprüngliche Prinzip zielt auf die Feststellung ab, ob ein gegebenes Objekt bzw. Teilobjekt geeignet ist, angenehme Gefühle auszulösen oder ob es, umgekehrt, Unlustgefühle hervorruft. Deshalb muss das Kind funktionale Merkmale (Attribute) an den Objekten feststellen, die rein subjektive Erfahrungen sind, also frühe kognitive Phänomene. Dieser primäre Wissenserwerb ist nicht als ein abstrahierender rationaler Prozess zu verstehen, sondern als ein ganzheitlich affektives und leibbezogenes „Be-greifen“ der Objekte im ganz ursprünglichen Sinne des Wortes. Auf diese Weise wird eine funktionale Beziehungseinheit zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Ich und Lebenswelt hergestellt, wird die Wertigkeit der jeweiligen Objekte in die Sphäre eigenen affektiven Empfindens „einverleibt“ – gemäß dem primären Differenzierungskriterium von lustvollem Wohlbefinden einerseits und, schmerzhafter Verunsicherung andererseits.

Adler ([1930] 1976, 83) spricht in diesem Zusammenhang von der kennzeichnenden Neigung des Kindes, „alles in Gegensätze aufzuteilen“. Er bezeichnet dies als das „antithetische Apperzeptionsschema“ (vgl. Titze 1995a), und beschreibt die spezifischen „privatlogischen“ Gesetzmäßigkeiten, die dabei

wirksam werden. Auch *Freud* ([1900] 2000) hatte ausdrücklich von jenen „logischen Relationen“ gesprochen, die im Falle des Primärvorgangs Geltung haben: nämlich die völlige Identifizierung von Objekten, die einander nur ähnlich sind mittels der Verdichtung, was das logische Prinzip des Widerspruchs wiederum ausschließt. *Adler* ([1912] 1972, 63) geht in diesem Zusammenhang jedoch weiter: Er beschreibt das primäre antithetische Apperzeptionsschema als eine Art „Zwei-Schubladen-System“. Das heißt, sämtliche Erfahrungen bzw. Apperzeptionen, die das Kind buchstäblich „macht“, werden entsprechend ihrer affektiven Konnotation schematisiert. *Adler* ([1930] 1976, 83) schreibt:

„Wenn wir Kinder verstehen wollen, sollten wir eine höchst wichtige Tatsache nicht aus den Augen verlieren, die Tatsache nämlich, dass Kinder eine starke Neigung haben, alles in Gegensätze aufzuteilen (oben oder unten, alles gut oder alles schlecht, gescheit oder dumm, überlegen oder unterlegen, alles oder nichts). Auch Erwachsene verwenden dieses *antithetische Apperzeptionsschema* [gelegentlich].“

Hier ergibt sich eine Affinität zu *Freud* ([1900] 2000), der im Traumgeschehen ebenfalls ein Prinzip der Gegensätzlichkeit am Werke sah, das im übrigen auch im „Gegensinn der Urworte“ zur Geltung gelangt

3.6 Tendenziöse Apperzeption

Als ursprüngliche Erfahrung, welche in sich rein affektives Leben ist, verhält sich das Ich nach *Adler* selbst tendenziös, und zwar notwendigerweise. Insofern sich das Ich dabei auf sinnliche Empfindungen und Eindrücke bezieht, ist es jeder Reflexion vorgegeben. Phänomenologisch radikaler gesprochen sind solche Impressionen sowohl *ursprünglich* im Sinne ihrer affektiven Herkunft wie auch als *unmittelbare* Mir-Zugehörigkeit, denn mit jedem Empfinden ist ein Ich-Bewusstsein verbunden. Bezeichnet man nun diese absoluten Erstgegebenheiten unseres Bewusstseins als Fiktionen, wie *Adler* es im Anschluss an *Vaihinger* tut (*Kühn* 1989; *Titze* 1979, 39ff), so enthalten diese bereits ein Geltungs- oder Werturteil, welches sich auf Existenz oder Welt als jenes Gesamtsein bezieht, wo sich die Empfindungen als wahr oder täuschend zu bewähren haben. *Adler* hat eindeutig die gemeinsame *affektive* Basis dieser phänomenologischen Seelen- oder Lebensoriginarität bei Gesunden wie Kranken (Neurotikern) mit ihren jeweilig pro-jektiven Lebenszielen anerkannt. So schreibt *Adler* ([1912] 1972, 46) in seinem frühen Hauptwerk „Über den nervösen Charakter“ aus dem Jahre 1912 nach seiner Trennung von *Freud*:

„In Stunden der Unsicherheit treten diese Fiktionen deutlich hervor, werden zu Imperativen des Glaubens, des Ideals, des freien Willens, sie wirken aber auch sonst im Geheimen, im Unterbewußten, wie alle psychischen Mechanismen, deren Wortbild sie darstellen.“

4 Das „sekundäre“ Bezugssystem

Dem primären Bezugssystem (Adler [1927] 1982a) einer affektlogischen Organisation (vgl. Ciompi 1982) von ich-sichernden Bedürfnissen wird im Verlauf der späteren Ontogenese ein weiteres, sekundäres Bezugssystem gegenübergestellt. Dieses stellt die Voraussetzungen für die Entwicklung einer sozialen Identität bereit. Adler ([1927] 1982a, 181) spricht in diesem Zusammenhang von einem „gesellschaftlich-durchschnittlichen Bezugssystem“, um anzuzeigen, dass es sich hier um soziogene Normprinzipien einer lebensstilspezifischen Organisation handelt. Diese Prinzipien folgen einer *allgemeinverbindlichen* und *regelhaften* Logik, welche die formalen Voraussetzungen für den Erwerb von „Weltvernunft“ und „*common sense*“ (Adler [1927f] 1982a, 179; [1928] 1982a, 226) beibringt.

Als zur Norm erhobene „Realität“ erscheint der Anspruch dieser Logik von anderer Wertigkeit zu sein als die sozial unregelte Affektivität, die im primären Bezugssystem des Lebensstils vorherrscht (vgl. Titze 1984a, b; 1986). Die ursprünglich unreflektierte affektiv-erlebnismäßige Fundierung ist hierbei nicht mehr ohne gedankliche Vermittlung gegeben.

Die Logik des *common sense*, die „durchaus mit Gemeinschaftsgefühl zusammenhängt“ (Adler [1928] 1982, 225) wird dem Kind durch seine Sozialpartner vermittelt. Sie ermöglicht Formen von kognitiven Operationen, die weit weniger „primitiv“ sind als diejenigen, die im Rahmen des „primären Bezugssystems“ wirksam werden. Dadurch kommt es zu einer weitgehenden Dezentrierung von der Sphäre unmittelbarer „Ichhaftigkeit“ (Künkel [1928] 1975), was wiederum eine unerlässliche Voraussetzung für das Zustandekommen sachbezogener und prosozialer Aktivitäten ist. Hier ergibt sich eine implizite Affinität zu Meads (1934) Konzept der „Einstellung des Generalisierten Anderen“ bzw. einer sozialen Identität („*me*“).

4.1 Sprachliche Kodifizierung

Vor dem Hintergrund einer solch sozial bestimmten Lebenswelt werden dem Kind Vorstellungsinhalte vermittelt, die das unmittelbar Erfassbare einer konkret-leibhaftigen Dingwelt transzendieren. Diese neuartige, vom unmittelbaren Leben schon weitgehend abstrahierende Welt ist intersubjektiv definiert, und zwar im Sinne eines Interesses am gemeinsamen Überleben. Deshalb sind die Definitionen der Intersubjektivität zugleich Kodifizierungen, denn die von der subjektiv-sinnlichen Realität abstrahierenden „digitalen“ Symbole der begrifflichen Sprache beziehen sich auf solche kognitiven Inhalte, über die *allgemeiner sozialer Konsens* besteht, über die sich, mit anderen Worten, Menschen jederzeit und grundsätzlich austauschen können. Diese Inhalte sind folglich wesentliche Konstituenten der *sozialen Kommunikation*.

Adler ([1927] 1966, 40 f) schreibt:

„Man kann sich von einer Erscheinung, wie sie die Sprache ist, den Begriff der Allgemeingültigkeit nicht wegdenken, was darauf hinweist, dass es im sozialen Leben des Menschen ihren Ursprung hat. [...] Logisches Denken ist nur möglich unter der Voraussetzung der Sprache, die uns durch die Möglichkeit der Begriffsbildung erst in die Lage versetzt, Unterscheidungen vorzunehmen, die nicht Privateigentum, sondern Gemeingut sind.“

Mit der Verinnerlichung des durch die soziale Sprache universal und zwingend Be-Deuteten (vgl. Kühn 1989a, S. 162ff) wird das Ich-Subjekt zu einem „sozialen Selbst“ und der Mitmensch zu einem „Generalisierten Anderen“ im Sinne Meads.. Immerhin haftet dieser sozialisierenden Ver-Innerlichung noch soviel eigenes Immanenzgefühl an, dass durch den Akt der identifikatorischen Einfühlung im reziproken Sinne kognitiv und affektiv „Ich“ und „Du“ begreifbar und kommunizierbar werden. Pongratz (1983, S. 220) führt beim Problem der sozialen Identifikation bezüglich der Leiblichkeit an:

„[Es] kommt hinzu, dass der Leib nicht nur Leib für mich, sondern immer auch Leib für andere ist. [...] Allgemeiner gesagt: Das kommunikative Leibgefühl ist sozial relevant; Ausdruck, Verhalten, Handeln, Sprechen werden dem anderen durch unseren Leib vermittelt.“

Damit dies aber geschehen kann, muss die Kompetenz affektiven Erlebens in der (die Bezugssysteme verschmelzenden) „Einheit des Lebensstil“ (Adler [1912] 1972, 36) gewährleistet sein. Denn ohne diese Grundlage wären Akte wie ein identifikatorisches Sich-in-den-anderen-Hineinversetzen oder Mit-ihm-in-Verbindung-Treten nicht möglich.

Nichtsdestoweniger erscheint die im „sekundären Bezugssystem“ wurzelnde soziale Identität des Menschen insgesamt „affekt-gereinigter“, als das für die im „primären Bezugssystem“ verankerte personale Identität der Fall ist. Als Hort „vernunft“-geleiteten Denkens und einer normativ-konventionellen Selbstkontrolle steht es in der bewussten Reflexion (innere Selbstgespräche, Gewissens-Überprüfung usw.) und dem vorstellenden Denken jederzeit offen.

5 Einheit von Affekt und Verstand

Primäre und sekundäre Apperzeptionsweisen sowie die hieraus abgeleiteten finalen Bewegungsmuster ergänzen sich gegenseitig, weil sie ihre Fundierung in der Leiblichkeit besitzen. Andererseits wäre es unter anderem nicht erklärbar, wie auffallende Ideologieanfälligkeit mit stark affektbestimmten Situationen und Konstitutionsvorgaben einhergeht. Mit Ideologie ist hier nicht der gesellschaftskritische Begriff („negativer“) Weltanschauungen gemeint, sondern die Tatsache, dass Denkgebilde überhaupt als Lebensäußerung aufgefasst und

affektiv-geistig rezipiert werden (vgl. *Henry* 1973, S. 368ff). Beim psychisch gesunden Menschen ist diese leib-affektive Synthese harmonisch ausgeglichen: Er richtet sich affektiv und handelnd auf einen „Kompromiss“ von „Können“, „Dürfen“ und „Sollen“ ein. Wo dieser affektiv-polare Ausgleich praktischen Tuns jedoch nicht fließend gegeben ist, und das ist gerade im Falle der Neurose so, da kann es zu kontliktspezifischen leiblichen Äußerungen eines „unausgeglichenen“ Lebensstils kommen. Denn in solchen Fällen steht das (pseudo)vernünftige und (über)gewissenhafte Denken des „sekundären Bezugssystems“ derartig als „Vor-Stellung“ im Vordergrund, dass bisweilen die natürlichsten, „wie von selbst ablaufenden“ Funktionen des Leibes hyperreflektiert, kontrolliert und gehemmt werden (vgl. *Kühn* 1985; *Titze* 2003).

Es ist einer der nicht wenigen Widersprüche in *Adlers* Theorienbildung, dass sein ganzheitlicher Ansatz ein gelegentlich starkes Übergewicht in der Darstellung der kognitiven Sachverhalte erkennen lässt. Dies hat der Individualpsychologie Missverständnisse eingebracht, wobei insbesondere der Vorwurf erhoben wurde, *Adler* habe die affektiv-triebhafter Grundkonstitution der Psyche als Lebensphänomen zu stark vernachlässigt. Dabei ist *Adlers* Ansatz im Vergleich zum zergliedernden Modell der Psychoanalyse, das von einer Dichotomie des Bewussten und des Unbewussten ausgeht, wesentlich „leiborientierter“. Denn die von *Adler* postulierte Einheit des Bewusstseins lässt eine grundsätzliche Fundierung durch affektiv-somatisches Erleben auch im Bereich der rational-kognitiven Vorgänge erkennen, so wenn er den vernunftbestimmten „Gemein-Sinn“ (*common sense*) zugleich als „Gemeinschafts-Gefühl“ bezeichnet. Der Sinnbegriff ist nicht ablösbar von der subjektiven Sinnlichkeit, die in der erlebten Einheit mit dem Verstand zum „Gefühl“ wird. Und gerade wo Sinn erfahren wird, wie in der Gemeinschaftlichkeit, ist die Leiblichkeit hineingenommen in die erlebte Übereinstimmung mit dem Leben, das alle gemeinsam und ebenbürtig als Subjekte affiziert.

Problematisch bleibt allerdings, dass *Adler* ([1932a] 1982a, 242) diesen Sachverhalt nicht durchgehend klarstellt, sondern gelegentlich nur darauf verweist:

„Es hat sich unmerklich in die ganze psychologische Literatur ein Irrtum eingeschlichen, als ob nur das, was in einem Begriff ausgedrückt ist, dem Bewusstsein angehörte. Wäre dies richtig, dann gäbe es beim Tier kein Bewusstsein. Das Tier hat, natürlich, ein Bewusstsein ohne Begriffe, hat es der Säugling nicht auch, handelt er nicht außerordentlich vernünftig? Sind wir nicht alle in der Lage, im Bewusstsein Dinge zu tragen, die wir nicht begrifflich erfassen, die uns aber gegeben sind? [...] Vielleicht erscheint diese Auseinandersetzung nicht außerordentlich wichtig, aber wenn ich darauf aufmerksam mache, dass, wenn man das Unbewusste als das Nichtbegriffliche denkt, es plötzlich als ‚bewusst‘ erscheint, sobald man es in Begriffe fasst, dann versteht man auch, dass durch die Aufstellung des Unbewussten das *untrennbare einheitliche Ich* nicht tangiert ist. Auch das nichtbegriffliche Denken, von dem

wir jeden Moment unseres Lebens erfüllt sind, ist bewusst im Sinne des Bewusstseins, weil wir es immer gegenwärtig haben, weil es niemals verschwindet.“

Niemand wird übersehen, dass hier mit dem übergeordneten Begriff der „Ich-Gegebenheit“, die jeder Trennung von bewusst und unbewusst vorausliegt, ein wesentlicher Punkt der Phänomenologie eingeholt ist. Und indem *Adler* gleichzeitig betont, dass jeder Lebensaugenblick durch eine solche innere Wahrnehmungsempfindung konstituiert ist, hat er zugleich die Zeitlichkeit des individuellen Lebens als subjektives Dasein selbst erfasst.

Adler hat diese Problematik natürlich nicht ausdrücklich philosophisch gefasst, obwohl er dem phänomenologischen Vorgehen thematisch sehr nahe kommt, wenn er in „Sinn des Lebens“ ([1933] 1973, 56) bemerkt, dass die Benennung des „Typischen“ im individuellen Bereich dazu zwingt, „zu weitläufigen Beschreibungen unsere Zuflucht zu nehmen“. Diese Weitläufigkeit beinhaltet in gewisser Weise die „Vorurteilslosigkeit“ der eidetischen Phänomenologie, um über das „Wie“ des Erscheinenden zu dessen Wesensstrukturen vorzustoßen. Ein Beispiel liefert hierfür *Adlers* ([1931] 1972, 41ff) affektiv-funktionaler Geistbegriff:

„[So kann] man beobachten, wie der Geist fähig ist, mit Hilfe der Gefühle die körperlichen Zustände zu aktivieren. Die Gefühle und die [durch sie bewirkten] körperlichen Ausdrucksformen sagen uns, wie der Geist in einer Situation, die er als günstig oder ungünstig beurteilt, handelt und reagiert. [...] Bis zu einem gewissen Grad findet jede Emotion ihren körperlichen Ausdruck. [...] Der Körper spricht stets bei Zorn, Angst, Sorge oder irgendeiner anderen Emotion.“

5.1 Morphologische Wende

Tatsächlich hat sich *Adler* im Laufe seiner letzten Schaffensperiode (1928-1937; vgl. *Ansbacher* 1981) unmissverständlich von einer rein kognitivistischen Argumentationsweise freigemacht. Er vollzog, was man auch als „morphologische Wende“ bezeichnen könnte, da sie die Leibfundierung allen innerseelischen wie geistigen Geschehens anerkennt. Leiblichkeit ist keine empirisch feststellbare Größe mehr im Sinne bloß statisch verrechenbarer Körperfunktionen, sondern sie ist die Erscheinungsweise oder eben die „Form“, mit der sich Leben als Subjektivität manifestiert. *Adler* ([1933] 1973, 67) schreibt:

„Im ununterbrochenen Wandel der Zeit lenkt jede Bewegung der Drang nach Überwindung. [...] Wenn wir nun im Suchen nach den tiefsten Einheiten mit aller Vorsicht einen Schritt weiter gehen wollen, so gelangen wir zu einer Perspektive, die uns ahnen lässt, wie aus Bewegung Form wird. Die Plastizität der lebendigen Form hat sicher ihre Grenzen, aber innerhalb dieser wirkt sich individuell, in Generationen, in Völkern und Rassen gleichbleibend im Strom der Zeit, Bewegung aus. Bewegung wird gestaltete Bewegung:

Form. - So ist Menschenkenntnis aus Form möglich, wenn wir die gestaltende Bewegung in ihr erkennen.“

5.2 Die Finalität im "Bewegungsgesetz"

Seinen Anfang zu dieser Wende gewann *Adler* vor allem durch jenes finale Prinzip, das er schon in der Frühphase seiner Theorienbildung als Wesensmerkmal psychischen Lebens ausgewiesen hatte. Nicht zuletzt dieser final-morphologische „Paradigmawechsel“ (*Pongratz* 1983, 265) brachte ihn in einen Gegensatz zu *Freud*. Für *Adler* ist kein menschliches Leben unaufhebbar durch bestimmte Erfahrungen in der Frühzeit der Lebensgeschichte determiniert. Auf sie wird vielmehr lediglich Bezug genommen, um im Rahmen des Lebensvollzuges ein je spezifisches, auf das „fiktive“ Endziel einer vollkommenen Überwindung von „Minus-Positionen“ ausgerichtetes Streben zu aktualisieren. Alle Empfindungen gründen mithin im Ur-Eidos einer Mangellage, das heißt einer subjektiv empfundenen Minderwertigkeit im verunsichernden Erleben eigenen Nicht-Könnens.,

Ausgehend von dieser affektiv-leiblichen Grund-Form des Ich muss die Psyche demnach beständig „in Bewegung“ sein, um Ziele zu verwirklichen, die ihrerseits auf neue Erlebnisse weiterverweisen. *Adler* ([1934] 1983, 136, 138) schreibt:

„Alles, was wir bei einem Menschen im Seelenleben beobachten können, ist Vorbereitung für eine Weiterbewegung. [Denn] wie in einem Film ist jede Teilbewegung Endbewegung einer vorhergehenden Bewegung und Anfang einer neuen“.

Genau dies unterscheidet die Affektivität als ständiges Fließen von der Vor-Stellung, die durch begriffliche Abgrenzung bestimmt ist. Freude und Schmerz können als Gefühle ineinander übergehen, während die Vorstellung derselben nur scharf getrennt voneinander vollzogen wird. Ich kann Freude im Schmerz erleben, während es mir unmöglich ist, Schmerzhafte selbst als Freude zu denken (vgl. *Kühn* 1988a).

So gelangte *Adler* in den 1930-er Jahren zum Konzept des „Bewegungsgesetzes“, das den bis dahin verwendeten Begriff des Lebensstils allmählich zu ersetzen begann (vgl. *Heisterkamp* 1985, 52). Hieraus ergibt sich, wie *Adler* ([1933] 1983, 330) vermerkt, im einzelnen:

„1. Jedes Individuum hat seit seiner frühesten Kindheit sein eigenes, einmaliges Bewegungsgesetz, das alle seine Funktionen und Ausdrucksbewegungen beherrscht und ihnen Richtung gibt.

2. Bewegungsgesetz und seine Richtung stammen aus der schöpferischen Lebenskraft des Individuums und benutzen in freier Wahl die Erlebnisse der Körperlichkeit und der Einwirkungen von außen, innerhalb des Rahmens menschlicher Tragfähigkeit.
3. Die Richtung der seelischen Bewegung zielt immer auf eine millionenfache Überwindung von Schwierigkeiten aller Art, hat also ein Ziel der Vollkommenheit, der Vollendung, stets im Sinne und in der Meinung des Individuums. Sinn und Meinung sind fast nie gedanklich oder begrifflich zur Darstellung gebracht, meist in einer Lebensphase des Kindes, in der Sprache und Begriffe noch fehlen oder mangelhaft sind.“

5.3 Nochmals: Die Einheit des Individuums

Nach *Adler* gehorchen mithin sämtliche Konstituenten der organismisch-psychologischen Einheit des Individuums dem morphologischen Orientierungsprinzip des für den betreffenden Menschen bestimmenden oder zumindest „typischen“ Lebensstils. Dies trifft auf die geistige Potenzialität ebenso zu wie auf das Affektleben, sowie den leibhaften Bewegungsvollzug beider. Diese drei Konstituenten der dynamisch-morphologischen Unteilbarkeit des Individuums sind im erlebnismäßig qualitativen Sinne zwar unterschiedlich beschreibbar, funktional aber nicht voneinander zu isolieren. Die zeitlich durchgängig erlebte Einheitlichkeit in diesem leib-organismischen Selbstsein ist die Subjektivität schlechthin. Sie konstituiert phänomenologisch das Subjekt als „Seele“, insofern dieses seine Leiblichkeit selbst ist, ohne sich jemals davon lösen zu können, solange es ein *lebendiges* Wesen bleibt. Und auf eben diese Weise kann sich die Subjektivität oder „Seele“ als Leiblichkeit erfahren, denn sie verwirklicht permanent ihr zielgerechtes Streben nach einem umfassend existentiellen Lebensganzen.

Adler gelangte somit zu einem Modell, das die funktionalen Bereiche des Geistigen, Seelischen und Leiblichen in einer interdependenten Weise miteinander vereint. Und die absolute Anerkennung der Eigenart des Individuellen bewahrt ihn vor naturalistischen Reduktionen des Lebendigen, um die Integralität der Person im psychologischen und psychotherapeutischen Wahrnehmungshorizont bestehen zu lassen.

In der Leiblichkeit ist eine psycho-organismischen Einheit hergestellt, die den bloß physisch wahrgenommenen Körper transzendiert. Eine solche Leibgestalt weist sodann auf die morphologische Integrierbarkeit bestimmter organsprachlicher Ausdrucksmittel in den „seelischen Überbau“ hin. *Adler* ([1928] 1973, 117f) postulierte hierbei eindeutig die untrennbare funktionale Interdependenz von Körper, Leib, Seele, Geist und kulturgegebener Sozialität:

„Es wird uns deshalb nicht wundernehmen, dass die Seelentätigkeit, um zu *einem wirkungsvolleren Ergebnis zu gelangen*, einen *Organdialekt* spricht, der in der Mimik und Physiognomie, in den Rhythmen des Tanzes, der religiösen Verzückung, in der Pantomime, in der Kunst, vor allem ausdrucksvoll in der Musik auf die Verständigungsmittel der Sprache

verzichtet, um auf uns einzuwirken. Die Gemeinsamkeit des Kulturkreises, die ähnlich tätigen und ähnlich erregbaren Aufnahmeorgane der Menschen lassen solche Wirkungen ohne weiteres zu. Und sie geben wohl nicht die Eindeutigkeit des wirkenden Wortes, eher die stärkere Resonanz der bildlichen Sprache, und verraten damit ihre Tendenz, sich als besondere Kunstgriffe durchzusetzen, wo das gesprochene Wort versagt [...] Die Lehre von der Organminderwertigkeit und ihren Folgen (Gefühl der Minderwertigkeit - Unsicherheit - Kompensation und Überkompensation - stärkeres Drängen nach höheren Zielen - verstärkter Wille zur Herrschaft) kann allein uns über die Bedeutung dieser Kunstgriffe belehren.“

6 Der neurotische Konflikt

6.1 Das „neurotische Arrangement“

In sich geschlossene Systeme streben grundsätzlich nach einem inneren Gleichgewicht, einem „homöostatischen“ Ausgleich gegensätzlicher Strebungen. Dieses von *Bernard* ([1865] 1957) und *Cannon* ([1932] 1963) im physiologischen Bereich nachgewiesene Prinzip (vgl. *Adler* 1933, 174; *Pongratz*, 1983, S. 208ff) lässt sich auch auf die Einheit des Lebensstils übertragen. Auch hier besteht nämlich die allgegenwärtige Tendenz, Gegensätze und Widersprüche, wie sie sich aus dem heterogenen Verhältnis der beiden Bezugssysteme des Lebensstils ergeben, zu einem synthetischen Ausgleich zu bringen.

Im Falle des neurotisch disponierten Menschen ist davon auszugehen, dass ein harmonischer Ausgleich seiner primären und sekundären Strebungen *nicht* von vornherein gelingt. Sein „ichhaftes“ bzw. bedürfnisorientiertes „Wollen“ (als Ausdruck der „primären Finalität“) impliziert ein Ausweichen gegenüber den Anforderungen des sozialen Lebens im Zeichen einer durch verstärkte Minderwertigkeitsgefühle bestimmten Mutlosigkeit. Demgegenüber ist das gewissenhafte bzw. normorientierte „Sollen“ (als Ausdruck der „sekundären Finalität“) von einer in der Regel besonders pflicht- und verantwortungsbewussten Leistungsbereitschaft geprägt. Hieraus leitet sich nach individualpsychologischem Verständnis die bestimmende neurotische „Unausgeglichenheit“ ab, die vom Patienten selbst auch als „innere Zerrissenheit“ oder „Spaltung“ geschildert werden mag.

Vor diesem Hintergrund werden ausgleichende Tendenzen reaktiviert, die schon in der frühen Kindheit wirksam waren. Ihr Zweck liegt darin, die eigene Existenz durch passive und regressive Mittel zu sichern und dies gleichzeitig vor dem eigenen strengen Gewissen zu entschuldigen. Hierzu bedarf es aber des unbewussten bzw. unverstandenen „Kunstgriffs“ (*Adler*), eines *neurotischen Arrangements*, das moralisch annehmbare „Gründe“ für den Rückzug vom „Hauptkriegsschauplatz des Lebens“ (*Adler*) bereitstellt. Es sind dies in aller Regel (neurotische) Krankheitssymptome.

6.2 Das neurotische Symptom

Der Schaffung des neurotischen Symptoms kommt im Rahmen des *neurotischen Arrangements* zentrale Bedeutung zu. Dabei wird das betreffende Individuum gewöhnlich auf jene Faktoren zurückgreifen, die besonders „nahe liegend“ sind. Dies ist einmal der allgemeine *körperliche Zustand*, wobei bestehende Organminderwertigkeiten – als *loci minoris resistentiae* – eine besondere Rolle spielen. Zum anderen wird auf jenes symptomatische „Material“ zurückgegriffen, das sich im Verlauf der Lebensgeschichte „bewährt“ hat (wie etwa appellative Verhaltensweisen aus der Kindheit). Schließlich ist die verstärkte *Lebensangst* des mutlosen Menschen, die eine beständige emotionale und körperliche „Irritation“ bewirkt, ein regelrechter „Nährboden“ der Symptomentwicklung (vgl. *Neumann*, 1954, 163f; *Titze*; 1979, 244f). *Wexberg* (1975, 234f) schreibt:

„In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist die Angst des Kindes der Ausgangspunkt der nervösen Entwicklung. Die Angst ist an und für sich beim Kinde noch nicht als neurotisch zu betrachten, sie ist bis zu einem gewissen Grade [...] richtiger Ausdruck der kindlichen Minderwertigkeitsposition [...] Dass das Kind unter Angst leidet, unterliegt keinem Zweifel. Aber ebenso zweifellos ist, dass es tagsüber alle Vorbereitungen trifft, um nachts reichlich Stoff zur Angst zu haben.“

6.3 Symptomwahl

Vor die Notwendigkeit gestellt, sein Versagen im Leben vor den Mitmenschen und dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen, muss der Neurotiker eine „Krankheitslegitimation“ (*Adler*) arrangieren und dabei die „richtige Symptomwahl“ treffen. *Adler* (1936) bezeichnet diesen Vorgang als ein „Kunstwerk“. Vor dem Hintergrund der oben angeführten prädisponierenden Faktoren muss jeweils eine situationsgerechte Entscheidung für das zweckdienlichste Symptom getroffen werden. (Dies geschieht zumeist unbewusst. „Simulation“ ist für die Neurose untypisch, da sie vor dem eigenen strengen Gewissen nicht bestehen könnte!). Dabei spielt ein auslösender „exogener Faktor“ freilich eine nicht zu unterschätzende Rolle. Denn er ist es, der die gleichsam zündende „Schockwirkung“ hervorbringt, wie sie als Folge besonders starker Belastungen bzw. auch Traumatisierungen im sozialen Leben (Niederlagen bzw. Scheitern in Beruf, Ehe und Gemeinschaft) zustande kommen kann. In derartigen Lebenssituationen einer (subjektiv) gesteigerten Bedrohung der existentiellen Sicherheit befindet sich der neurotisch disponierte Mensch gleichsam in einem Zustand „erhöhter Alarmbereitschaft“. Er „wittert“ – um es populär auszudrücken – überall Gefahren und „hört das Gras wachsen“. Auf der Grundlage dieser reduzierten

Frustrationstoleranz, die sich regelmäßig in Form von neurovegetativen Irritationen auswirkt, treten jene primären Bewertungsmodi in den Vordergrund, welche die eigene Schwäche, die Bedrohlichkeit der Mitmenschen und die Gefahren des Lebens in besonderer Weise zum Thema haben. Sie konkretisieren sich in letzter Konsequenz in Form von „zentralen Gedanken“ (vgl. *Titze* 1979, 217ff), in denen eben jener *extrem negative* Sachverhalt thematisiert wird, der anlässlich eines bestimmten traumatischen Erlebnisses (des „Schocks“, wie es *Adler* formulierte) erstmals so und nicht anders *erlebt* wurde (vgl. *Wexberg* 1931).

Dabei kann es sich im einzelnen um Versagenszustände wie z. B. einen Schreibkrampf, Sprechstörungen, Lähmungserscheinungen, Schlafstörungen, Ohnmachts- und Schwindelanfälle, aber auch diverse körperliche Sensationen handeln, die als Hinweise auf lebensgefährliche Krankheiten (Krebs, Syphilis, multiple Sklerose usw.) bewertet werden.

6.4 Die Einheit der Neurosen und Psychosen

In ihrer letzten Konsequenz dienen sämtliche psychopathologisch relevanten Symptome dem Endzweck der Sicherung der personalen Identität. Das heißt, der betreffende Mensch will sich unbewusst vor Niederlagen auf dem „Hauptkriegsschauplatz des sozialen Lebens“ schützen – und damit sein Selbstwertgefühl in relativer Weise sichern. Denn wer aus „Krankheitsgründen“ *gezwungen* ist, auf einen „Nebenkriegsschauplatz“ auszuweichen, kann „guten Gewissens“ dem Beispiel *Don Quichottes* folgen und sich in einer privaten Welt einrichten, die den hochgesteckten Zielen seiner Phantasietätigkeit keine Grenzen setzt (vgl. *Shulman* 1980).

Damit gelangte *Adler* (vgl. 1974, 265) zu einer vereinheitlichenden Sichtweise der „treibenden Kräfte der Neurosen und Psychosen“. Innerhalb dieses Bezugsrahmens konnte er sodann darangehen, verschiedene *Erscheinungsformen* neurotischen und psychotischen Geschehens zu kategorisieren. Die entsprechenden Bestimmungsmerkmale leiten sich dabei von den Dimensionen *Aktivität* und *Weltzugewandtheit* ab (vgl. *Ansbacher, Ansbacher* 1972, 283). Welcher spezifische Grad an Aktivität bzw. Passivität bei einem bestimmten Individuum vorzufinden ist, ist diagnostisch ebenso relevant wie die Frage, in welchem Ausmaß sich dieses (i. S. des „Gemeinschaftsgefühls“) der Welt zuwendet bzw. sich von dieser distanziert.

7 Praxis der Psychotherapie

Der Lebensvollzug eines Menschen, der sich in Psychotherapie begibt, ist durch eine *Konfliktlage* gekennzeichnet. Sie lässt sich sowohl in subjektiver

als auch in objektiver Hinsicht bestimmen, da der sog. Neurotiker nämlich auf Dauer unfähig ist, sein „Streben nach Selbstverwirklichung“ (vgl. *Dreyfus, Nikelly 1978*) mit den Forderungen der sozialen Welt, in deren Mitte er lebt, in Einklang zu bringen.

Die individualpsychologische Psychotherapie zielt indes allein auf die Aufdeckung und Modifikation der spezifischen Bedingungen aus dem *subjektiven* Bereich dieser Konfliktlage ab. Sie schlägt damit einen „agogischen“ Weg ein, der sich von der Vorgehensweise einer erziehenden „Lebensberatung“ dahingehend unterscheidet, dass sie keine korrekativen Richtlinien für eine „bessere Anpassung“ an die realen Bedingungen des sozialen Lebens vorgibt (vgl. *Titze 1989*). Dies ist Gegenstand der individualpsychologischen *Beratung*, wie sie im Rahmen von Heilpädagogik, Schulerziehung, Ehe- und Erziehungsberatung u. dgl. angewandt wird. *Wexberg (1975, 318)* schreibt:

„Wenn ich es vermeide, während des ganzen Verlaufs einer Behandlung dem Patienten auch nur einmal den geringsten Rat zu erteilen, so tue ich das nur, weil ich gar nicht berechtigt bin, das praktische Verhalten des Patienten zu dirigieren, es sei denn in den Dingen, die ich durch Fachwissen besser verstehen muss als er. So werde ich ihm gewiss gerne mit meinem Rat behilflich sein, wenn er einen Zahnarzt braucht usw.; aber wenn er mich fragt, ob er sich von seiner Frau scheiden lassen soll oder ob er bei ihr bleiben soll [enthalte ich mich]“ (vgl. auch *Ringel 1975, 235*).

8 Die Lebensstilanalyse

Die sog. *Lebensstilanalyse* ist die Voraussetzung für sämtliche diagnostischen und kurativen Maßnahmen der individualpsychologischen Therapie. *Adler ([1930] 1974, 58)* weist dem Psychotherapeuten dabei die Funktion eines *Kunstkenner*s zu, der sich durch „künstlerische Versenkung, durch intuitive Einfühlung“ in das „Kunstwerk“ des Lebensstils eines Patienten „versenken“ soll, dabei den umfassenden Lebensplan und das spezifische „Bewegungsgesetz“ dieses Menschen „erratend“. *Adler ([1933]1973, 33)* schreibt des Weiteren:

„Bis in die neuere Zeit waren es hauptsächlich Dichter, denen es am besten gelang, dem Lebensstil eines Menschen auf die Spur zu kommen. Was unsere Bewunderung für ihr Werk aufs höchste steigert, ist ihre Fähigkeit, den Menschen als ein unteilbares Ganzes leben, sterben und handeln zu lassen im engsten Zusammenhang mit den Aufgaben seines Lebenskreises. Diese Fähigkeit war immer die Gabe des Erratens. Nur auf diese Weise konnten sie dazu kommen zu sehen, was hinter und zwischen den Ausdrucksbewegungen steckt: das Bewegungsgesetz des Einzelnen. Manche nennen diese Gabe ‚Intuition‘ und glauben, dass sie nur den allerhöchsten Geistern vorbehalten ist. Diese Gabe ist in Wirklichkeit die allermenschlichste. Jeder übt sie unausgesetzt im Chaos des Lebens, in der Unergründlichkeit der Zukunft.“

Rattner (1977) weist die Individualpsychologie als eine „Verstehende Tiefenpsychologie“ aus. „Verstehen“ in diesem Sinne nimmt von vornherein Bezug auf die vorgegebene Gesamtheit aller Lebensäußerungen, mögen diese sprachlicher, „ausdrucksmäßiger“ (Mimik, Gestik), kognitiver, emotionaler oder aktionaler (Handlungen, Taten, „neurotische Arrangements“) Art sein. Jede dieser leiblichen Einzeläußerungen verweist als Teil auf die umfassende Sinnhaftigkeit des Ganzen, nämlich die Totalität des einheitlichen Lebensstils. Dieser „durchwirkt“ seinerseits alle diese Teile und erfüllt sie mit einem je spezifischen Sinn. Jede kausalgenetische „Zergliederung“, Rückführung des phänomenologisch Präsenten auf objektivierbare Grundelemente bzw. universale Gesetzmäßigkeiten (wie dies etwa von der positivistischen Psychologie versucht wird) ist nach individualpsychologischem Verständnis unzulässig. So erfordert die Individualpsychologie, wie *Adler* ([1930] 1974, 23) schreibt „ein streng individualisierendes Vorgehen und ist deshalb Verallgemeinerungen nicht geneigt.“

Hieraus ergibt sich die methodologische Forderung, dass der Psychotherapeut von einer objektivierend-technologischen Vorgehensweise Abstand nimmt, auf schematische „Wenn-dann-Erklärungen“ verzichtet, um stattdessen im „idiographischen“ (*Windelband* 1904) Sinne in die subjektive Totalität des Lebensstils seines Patienten *empathisch* einzugehen und dessen individuelles „Bewegungsgesetz“ verstehen zu lernen. *Adler* ([1931] 1979, 64) schreibt:

„Jedes Wort, jeder Gedanke, jedes Gefühl oder jede Geste erhellen unser Verständnis. Jeder Fehler, den wir machen, weil wir eine Äußerung zu hastig bewerten, kann durch tausend andere Äußerungen entdeckt und berichtigt werden. Wir können den Sinn einer Äußerung nicht mit letzter Sicherheit beurteilen, bis wir uns über ihre Stellung im ganzen klar sind; und doch sagt jede Äußerung dasselbe, jede drängt uns auf die Lösung zu. Wir sind wie Archäologen, welche Keramikfragmente, Werkzeuge, Gebäudefundamente, zerstörte Denkmäler und Papyrusblätter finden; und denen es durch die richtige Beurteilung dieser Bruchstücke gelingt, das Leben einer ganzen zerstörten Stadt zu rekonstruieren. Aber wir haben es nicht mit etwas Zerstörtem zu tun, sondern mit den ineinander verwobenen und einander bedingenden verschiedenen Seiten eines Menschen, einer lebenden Persönlichkeit, die uns jeden Augenblick neue Bekundungen dessen, was sie ist und bedeutet, darbieten kann.“

8.1 Auflösung neurotischer Ambivalenz

Wie an anderer Stelle (vgl. **XXX**) schon gezeigt wurde, wird das „primäre Bezugssystem“ im frühesten Abschnitt der Lebensgeschichte geschaffen und konstituiert die personale Identität des Menschen. Demgegenüber konstituiert das „sekundäre Bezugssystem“ die soziale Identität. Aus diesem Bezugssystem heraus meldet sich der Patient auch in der psychotherapeutischen Behandlung buchstäblich „zu Wort“, was stets die „Gefahr“ eines vorwiegend rationalen Disputs eröffnet. Denn die

abstrahierende Symbolik, die in „rein“ vernunftgeleiteten Kommunikationsprozessen zum Ausdruck kommt, geht von fixierten oder typisierten Gefühlsabläufen aus. Entsprechend erscheinen rationale Entscheidungen bzw. Handlungsvollzüge in unserer Lebenswelt auch als „realistischer“, obwohl sie affektiv oft als Verarmung erlebt werden. Dies hat seine besondere Wichtigkeit für den therapeutischen Diskurs, denn der Therapeut muss sich darüber im klaren sein, ob die für den je spezifischen Lebensstil Gefühlspotentiale einführend aktiviert werden sollen oder ob diese hinter rationalen Entscheidungsprozesse in den Hintergrund treten.

Es erweist sich als wesensmäßiges Anliegen individualpsychologischer Analyse, diese beiden finalen Orientierungssysteme aus ihrer innigen, im Falle der Neurose jedoch prinzipiell konflikträchtigen Verschmelzung herauszulösen. Denn dadurch kann der von Adler geforderte Verstehensprozess überhaupt erst in Gang gesetzt werden. So kann die Ambivalenz zwischen der personal „nützlichen Fiktion“ des primären Apperzeptionsschemas und der sozial nützlichen „Gegenfiktion“ des sekundären Apperzeptionsschema (vgl. *Titze* 1984b) psychotherapeutisch bearbeitet bzw. aufgelöst werden. Dies wiederum ist die unerlässliche Voraussetzung für die (Wieder-)Erlangung „innerer Ausgeglichenheit“, denn „die Harmonie beider Fiktionen, ihre gegenseitige Verträglichkeit, sind das Zeichen psychischer Gesundheit“ (*Adler* [1912] 1972, 83).

8.2 Einfühlung in den Lebensstil als Intropathie

Larbig (1983) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der analytische Psychotherapeut ständig zwischen zwei grundlegenden „Haltungen“ (*Schultz-Hencke*) oszillieren müsse: Einerseits habe er die Aufgabe, aus der „distanzierenden Position des Beobachters rationale Kontrolle“ (*ebd.* S. 108) auszuüben. (Individualpsychologisch gesehen hieße das, rigide sekundäre Kognitionen „in Frage zu stellen“). Andererseits solle sich der Therapeut immer wieder in einen Zustand schöpferischer Regression begeben, das heißt, „eine intuitive empathische Identifikation mit dem Klienten“ (*ebd.*) eingehen.

Der individualpsychologische Begriff der Identifikation besitzt nicht unbedingt die vielschichtigen Bedeutung, die ihm in der psychoanalytischen Literatur zugesprochen wird (vgl. *Laplanche, Pontalis*, 1973, S. 219 ff). Er bezieht sich eher auf den Vorgang der *Einfühlung*, den *Adler* ([1930] 1974, 176) so definiert:

„Wie man das erklärt? Das ist kurz zu sagen, dass man es in sich selbst erzeugen muss, sich mit (dem) anderen in Verbindung setzen muss. Man muss mit den Augen des anderen sehen, mit den Ohren des anderen hören und mit dem Herzen des anderen fühlen, man muss sich mit ihm identifizieren.“

Diese Definition impliziert einen aktiven Zugriff des Therapeuten in die Sphäre affektiven Erlebens beim Patienten. *Racker* (1993, 73, 146) spricht (im Hinblick auf die Gegenübertragung) von „konkordanter Identifizierung“. Doch auch der Patient kann, unbewusst, diesen Zugriff nehmen. Dieser Vorgang wird in der Konzeption der psychoanalytischen „projektiven Identifikation“ thematisiert (vgl. *Titze* 1995d).

So weist *Zwiebel* (1988, 260) darauf hin, dass es neben dem ursprünglich pathologischen Aspekt der projektiven Identifikation auch eine *normale* Bedeutung gibt, die „an Vorgängen wie Empathie, Intuition (oder) Verliebtheit [...] beteiligt (ist)“. Letztendlich fungiert der Therapeut damit als ein Modell umfassender Selbstakzeptanz:

„Auf dem Umweg über den in die (therapeutische) Interaktion verwickelten Analytiker kann der Patient mit Hilfe von dessen Deutungen seine verlagerten Selbstanteile erkennen [...] Denn solange der Mensch von seinen Selbstanteilen entfremdet ist, können diese auch nicht an- und aufgenommen werden“ (*Thomä, Kächele* 1989, 2, 155).

Ogden (1982) geht allerdings noch weiter. Er fordert den Therapeuten nachgerade auf, sich die affektive Problematik des Patienten tatsächlich zueigen zu machen: „Fühlt sich der Patient hoffnungslos, als nicht liebenswert und als nicht behandelbar, dann muss der Therapeut das Gefühl ertragen, dass er als Therapeut und Therapierender ohne Wert für diesen hoffnungslosen Patienten ist ..“ (*ibd.*, S. 30).

Eine lebensphänomenologische Begründung für diese Haltung gibt *Michel Henry* (1992, 210, 218), der von „intropathischer Gemeinschaftlichkeit“ als Basis der Fremderfahrung spricht. Der Begriff „Intropathie“ geht dabei über den der „Empathie“ hinaus. Er meint nämlich ein affektives Sich-hinein-Versetzen in das Dasein des Anderen (vgl. *Kühn* 1994). Intropathische Gemeinschaftlichkeit wird möglich, weil die affektive Befindlichkeit des Patienten im Modus des personalen Mit-Seins vom Therapeuten als „Mit-Pathos“ gelebt wird, als ein gemeinsames affektives Sein. *Henry* (1992, 243) erläutert:

„Und zwar insoweit, als es sich immer und zunächst [...] als ein wirklich und konkret gemeinsames Sein (vollzieht): des Seins der Mutter mit dem Kind, des Hypnotiseurs mit dem Hypnotisierten, des Liebenden mit der Geliebten, des Analytikers mit dem Analysanden usw.“

Literatur:

Adler, Alfred (1926) Vorrede. In: Handbuch der Individualpsychologie, Band 1. München, Bergmann.

Adler, A. (1933): Rezension von *W. B. Cannon*, *The Wisdom of the Body*. *Internationale Zeitschrift für Individual Psychologie*, 12, 151-155.

Adler, Alfred (1934): Lecture to The Medical Society of Individual Psychology, London. In: *Individual Psychology Pamphlets*, Nr. 13, 11-24.

Adler, Alfred (1936): Symptomwahl. *Internationale Zeitschrift für Individual Psychologie*, 14, 65-80.

Adler, Alfred ([1927] 1966): Menschenkenntnis. Frankfurt, Fischer.

Adler, Alfred ([1912] 1972): Über den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individual-Psychologie und Psychotherapie. Frankfurt, Fischer.

Adler, Alfred [(1928] 1973): Heilen und Bilden. Fischer, Frankfurt.

Adler, Alfred ([1933] 1973): Der Sinn des Lebens. Frankfurt, Fischer

Adler, Alfred ([1930] 1974): Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Frankfurt, Fischer.

Adler, Alfred ([1930] 1976): Kindererziehung. Frankfurt, Fischer.

Adler, Alfred ([1929] 1978a): Lebenskenntnis. Frankfurt, Fischer.

Adler, Alfred ([1929] 1978b): Die Individualpsychologie. Ihre Bedeutung für die Behandlung der Nervosität, für die Erziehung und für die Weltanschauung. *Scientia* 39, 409-418. In.: Psychotherapie und Erziehung. Ausgewählte Aufsätze Band I. Frankfurt, Fischer. 169-177.

Adler, Alfred ([1931] 1979): Wozu leben wir? Frankfurt, Fischer.

Adler, Alfred ([1927] 1982a): Zusammenhänge zwischen Neurose und Witz. In: Psychotherapie und Erziehung, Bd. I, Frankfurt, Fischer. 178-181.

Adler, Alfred ([1928] 1982a): Kurze Bemerkungen über Vernunft, Intelligenz und Schwachsinn. In: Psychotherapie und Erziehung, Bd. I, Frankfurt, Fischer. 224-231.

Adler, Alfred ([1932a] 1982a): Persönlichkeit als geschlossene Einheit. In.: Psychotherapie und Erziehung. Ausgewählte Aufsätze Band II. Frankfurt, Fischer. 236-247.

Adler, Alfred ([1932b] 1982a): Die Systematik der Individualpsychologie. In.: Psychotherapie und Erziehung. Ausgewählte Aufsätze Band II. Frankfurt, Fischer. 248-252.

Adler, Alfred ([1926] 1983a): Typologie der Stellungnahmen zu den Lebensproblemen. In.: Psychotherapie und Erziehung. Ausgewählte Aufsätze Band III. Frankfurt, Fischer.

70-74.

Ansbacher, Heinz L., Ansbacher, Rowena (1972): Alfred Adlers Individualpsychologie. München, Reinhardt, München.

Ansbacher, Heinz L. (1977): Individual Psychology. In: *Corsini, Raymond J.* (Hg.), Current Personality Theories. F. E. Peacock, Itasca, Ill. 45-82.

Ansbacher, Heinz L. (1995): Lebensstil. In: *Brunner, Reinhard; Titze, Michael* (Hg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München, Reinhardt. 281-291.

Bauer, Joachim (2005): Warum ich fühle, was du fühlst: intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Bernard, Claude ([1863] 1957): An Introduction to the Study of Experimental. New York, MacMillan.

Cannon, Walter B. ([1932] 1963): The Wisdom of the Body New York, Norton.

Ciampi, Luc (1982): Affektlogik. Stuttgart, Klett-Cotta.

Cooley, Charles (1922): Human Nature and the Social Order. In: The Two Major Works of Charles H. Cooley. Social Organization. Human Nature and the Social Order. New York, Charles Scribner's Sons.

Dreyfus, E., Nikelly, Arthur G. (1978): Existentialhumanismus in der Adlerschen Psychotherapie, in: *Nikelly, Arthur G.* (Hrsg.), Neurose ist eine Fiktion. München, Kindler. 27-35.

Freud, Sigmund ([1900] 2000): Die Traumdeutung. Sigmund-Freud-Studienausgabe. In: Ders.: Studienausgabe, Band II. Frankfurt a.M., Fischer.

Freud, Sigmund ([1920] 2000): Jenseits des Lustprinzips. In: Ders.: Studienausgabe, Band III. Frankfurt a.M. Fischer, 213-272 .

Furtmüller, Carl ([1912] 1983): Psychoanalyse und Ethik (1912). In: Denken und Handeln. München, Reinhardt. 53-73.

Hellgardt, Hermann (1995), 2. Auflage: Persönlichkeit. In: *Brunner, Reinhard; Titze, Michael* (Hg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 367-368.

Heisterkamp, Günter (1995): Bewegungsgesetz. In: *Brunner, Reinhard; Titze, Michael* (Hg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 63-66.

Henry Michel (1992) Radikale Lebensphänomenologie. Freiburg, Alber.

James, William (1890): The Principles of Psychology. New York: Henry Holt.

James, William (1908): Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethode. Volkstümliche philosophische Vorlesungen. Aus dem Englischen übersetzt von W. Jerusalem. Klinkhardt, Leipzig 1908.

Kühn, Rolf (1985): Freiraum durch Selbstdistanzierung. Zur religionsphilosophischen Grundlegung der „Dereflexion“. In: *Längle, Alfred* (Hg.): Wege zum Sinn. München, Piper, 149-157.

Kühn, Rolf (1986): L'dealisme axiologique et existentiel de René Le Senne. *Revue Sciences Philos. Théol.*, 70, 577-590.

Kühn, Rolf (1987a): Evolutionstheorie und Lebensantinomik. *Philosophia Naturalis*, 23, 463-476.

Kühn, Rolf (1988a): Fiktives Leben oder lebendige Fiktion? Zur Bedeutung individualpsychologischer Phänomenologie und Hermeneutik. *Zeitschrift für Individual Psychologie*, 13, 219-224.

Kühn, Rolf (1988b): Lebenspraxis und Kulturkritik. *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 124-133.

Kühn, Rolf (1989a): Deuten als Entwerden. Freiburg, Herder.

Kühn, Rolf (1989b): „Seele“ als Leiblichkeit. Eine meta-psychologische Besinnung. *Fundamenta Psychiatrica*, 3. 229-233.

Kühn, Rolf (1992): Leiblichkeit als Lebendigkeit. Zum lebensphänomenologischen Begründungsanspruch absoluter Subjektivität als Affektivität. München, Fink.

Kühn Rolf (1994): Selbstaffektion und Existenz in Psychotherapie und Phänomenologie. Wien, Passagen Verlag.

Künkel, Fritz ([1928] 1975): Einführung in die Charakterkunde. Stuttgart, Hirzel.

Laplanche, Jean, Pontalis Jean, Bertrand (1980) : Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt, Suhrkamp.

Larbig, Wolfgang (1983): Psychoanalytische Konzepte der Therapeut-Klient-Beziehung, In: *Zimmer, Dirk* (Hg.): Die therapeutische Beziehung. Einheim, Edition Psychologie, 98-113.

Mead, George Herbert ([1934] 1968): Mind, Self, and Society. Edited by Charles W. Morris. Chicago. (Deutsche Übersetzung: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus). Frankfurt, Suhrkamp-Verlag.

Neumann, Johannes (1954): Der nervöse Charakter und seine Heilung. Stuttgart, Hippokrates.

Ogden Thomas H. (1982): Projective Identification and Therapeutic Technique. Jason Aronson, London-New York

Pongratz, Ludwig J. (1983): Hauptströmungen der Tiefenpsychologie. Stuttgart, Kröner.

Racker, Heinrich (1982): Übertragung und Gegenübertragung. München, Reinhardt.

Reichard, Stefan (1997): Wiederholungszwang. Ein psychoanalytisches Konzept im Wandel. Stuttgart, Kohlhammer.

Ringel, Erwin (1975): Selbstschädigung durch Neurose. Wien, Herder, 1975.

Shulman, Bernhard H. (1973): The Family Constellation in Personality Diagnosis. In: Contributions to Individual Psychology. Chicago, Alfred Adler Institute.

Shulman, Bernhard H. (1980): Individualpsychologische Schizophreniebehandlung. München, Reinhardt.

Spiel, Walter (1980): Das erste Lebensjahr. In: Spiel, Walter (Hg.): Konsequenzen für die Pädagogik (1). Entwicklungsmöglichkeiten und erzieherische Modelle. Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band XI. München, Kindler.

Thomä, Helmut, Kächele, Horst (1989): Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd. 1 und 2. Springer, Berlin-Heidelberg.

Titze, Michael (1979): Lebensziel und Lebensstil. Grundzüge der Teleoanalyse nach Alfred Adler. München, Pfeiffer.

Titze, M. (1980): Der „psychosomatische Teufelskreis“. *Zeitschrift für Individualpsychologie* 5, 149-162.

Titze, Michael (1984a): Individualpsychologie - Ziel ist die Gemeinschaft. In: *Petzold, Hilarion* (Hg.): Wege zum Menschen. Methoden und Persönlichkeiten moderner Psychotherapie. Ein Handbuch. Band II. Paderborn, Junfermann. 7-100.

Titze, Michael (1984b): Gegenfiktion und Lebensstil. *Zeitschrift für Individualpsychologie* 5, 149-162.

Titze, Michael (1986): Affektlogische Bezugssysteme. *Zeitschrift für Individualpsychologie* 11, 103-110.

Titze, Michael (1989): Beziehung und Deutung in der Individualpsychologie– oder: Reziprokes Verstehen und dialogischer Perspektivenwandel. In: *Reinelt Toni, Datler, Wilfried* (Hg.): Beziehung und Deutung im psychotherapeutischen Prozess. Springer, Berlin-Heidelberg-New, 39-56.

Titze, Michael (1995a), 2. Auflage: Apperzeptionsschema. In: *Brunner, Reinhard; Titze, Michael* (Hg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 39-43.

Titze, Michael (1995b): 2. Auflage: Rolle. In: *Brunner, Reinhard; Titze, Michael* (Hg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 406-408.

Titze, Michael, Rolf Kühn (1995c): 2. Auflage: Erkenntnistheorie. In: *Brunner, Reinhard; Titze, Michael* (Hg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 113-118.

Titze, Michael (1995d): Aktive Steuerung von Übertragung und Gegenübertragung bei tiefenpsychologisch fundierter Kurzpsychotherapie. *Psychotherapie Forum* 3, 61-68.

Titze, Michael (2003): Epoché und Reduktion in der Psychotherapie. In: *Kühn, Rolf, Staudigl, Michael* (Hg.): Epoché und Reduktion. Formen und Praxis der Reduktion in der Phänomenologie. Königshausen & Neumann, Würzburg, S. 229-240.

Wexberg, Erwin ([1931] 1975): Individualpsychologie. Stuttgart, Hirzel.

Windelband, Wilhelm (1904): Geschichte und Naturwissenschaft. Straßburg: Heitz, 3. Auflage.

Witte, Karl H. (1991): Ich-Identität in der Psychoanalyse und Persönlichkeitsideal bei Alfred Adler. *Zeitschrift für Individualpsychologie* 16, 11-28.

Witte, Karl H. (1991): Wie wurde ich, der ich bin? - Alfred Adlers Lehre von der Ichbildung. <http://www.khwitte.de/Aufs-Texte/Aufsaeetze.htm> (07.08.2010)

Zwiebel Ralf (1988): Einige Bemerkungen über die Rolle der projektiven Identifizierung in der analytischen Beziehung. In: *Kutter Peter, Páramo-Ortega Raúl, Zagermak P.* (Hg.): Die psychoanalytische Haltung. München, Verlag Internationale Psychoanalyse. 259-277